

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

 | FISCHER

ARNO STROBEL

DER TRIP

DU HAST DICH FREI GEFÜHLT.
BIS ER DICH FAND.

PSYCHOTHRILLER

 | FISCHER

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Originalausgabe

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, September 2023

© 2022 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover.

Redaktion: Ilse Wagner

Bei Erfahrungen mit Gewalt oder Missbrauch können manche Passagen in diesem Buch triggernd wirken. Wenn es Ihnen damit nicht gut geht, finden Sie hier Hilfe: www.hilfetelefon.de oder www.weisser-ring.de.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70802-4

Der spannendste Trip ist der Trip zu sich selbst;
alles andere sind Ersatzreisen.

Ute Lauterbach, Autorin

PROLOG

Er hockt zusammengekauert vor der Bretterwand auf dem feuchten Boden. Die Beine hat er angezogen, die Arme um die Unterschenkel geschlungen, den Kopf gesenkt. Um seine Schultern hat er die stinkende, schwere Decke gelegt, mit der er sich nachts auch zudeckt. Er friert nicht, es ist Sommer, aber der Druck des harten Stoffs auf seinen Schultern gibt ihm zumindest die Ahnung einer Berührung, vor der er nicht weglaufen möchte.

Er wiegt sich leicht hin und her, als bewege er sich zu einer Musik, die nur er hören kann. Seine Augen sind geöffnet, doch er sieht nichts von dem Schmutz um ihn herum und den Essensresten, die hier und da auf der festgetretenen Erde liegen. Sein Blick ist nicht auf Dinge gerichtet, sondern in eine andere Zeit. Als er noch bei seiner Mama und seinem Papa sein durfte. Ohne die immer präsente Furcht. Glückliche.

Er weiß nicht mehr, wie es ist, keine Angst zu haben. Er weiß nicht, wie lange es her ist, dass er zum letzten Mal gelacht hat. Er hat keine Vorstellung davon, wie oft sie seitdem gekommen sind und ihn geholt haben.

Meist kommen sie zu zweit, Karl und Otto, manchmal auch nur einer von ihnen. Karl ist ein großer Kerl mit vielen Falten, der schlimm aus dem Mund stinkt. Otto ist kleiner und dick. Alles an Otto ist eklig weich und teigig. Alles. Er weiß das.

Als sie ihn das erste Mal aus der Grube gezogen und in das

Wohnmobil gezerrt haben, da hat er noch gehofft, er darf wieder zurück zu Mama und Papa. Das war, kurz nachdem sie ihn auf dem Nachbarseweg von seinem Freund Kai in ihr Auto gezerrt hatten.

Aber sie haben ihn nicht gehen lassen.

Otto hat ihm ein Messer mit einer langen, blitzenden Klinge gezeigt und zu ihm gesagt: »Wenn du schreist oder nach Hilfe rufst, werde ich dir damit den Bauch aufschneiden. Und dann fahre ich zu euch nach Hause und schlitze deiner Mama und deinem Papa den Bauch auf. Hast du das verstanden?«

Er hatte es verstanden. Er hatte es geglaubt. Und er glaubt es bis heute.

Sie haben in diesem Wohnmobil Dinge mit ihm gemacht und ihn gezwungen, Dinge zu tun. Unaussprechliche Dinge.

Nach einer endlos langen Zeit haben sie ihn zurückgebracht in die Grube und die Falltür geschlossen. Dann hat er dagesessen und versucht, nicht an die pochenden Schmerzen zu denken. Und er hat sich geschämt. So sehr wie noch nie zuvor in seinem kurzen Leben.

In diesem kalten, feuchten Erdloch, das an den Wänden notdürftig mit groben Brettern ausgekleidet ist, hat er schnell das Gefühl für die Zeit verloren. Er hat viel geweint in den ersten Tagen. Lautlos. Nach innen. Trotz der Schmerzen und der Scham und der Angst.

Wann immer er es nicht unterdrücken konnte und ein Schluchzen über seine Lippen kam, hat er sich angstvoll zusammengekrümmt, sich verzweifelt in die zur Faust geballte Hand gebissen und gehofft, dass Karl und Otto es nicht gehört haben. Dass sie nicht kommen und ihm den Bauch aufschneiden würden. Oder, noch schlimmer, zu seiner Mama und seinem Papa nach

Hause fuhren und ihnen den Bauch aufschneiden. Er war sicher, dass sie das tun würden.

Irgendwann ist die Falltür aufgegangen, und er hat etwas zu essen bekommen. Irgendwann später haben sie ihn wieder nach oben geholt und in das Wohnmobil gebracht. Und so ist es weitergegangen. Tag für Tag.

Dann ist zum ersten Mal ein Besucher gekommen.

Karl und Otto hatten ihn wie immer zum Eingang des Wohnmobils geführt und dann hineingestoßen, doch dieses Mal waren sie selbst draußen geblieben.

Wie lange ist das her? Wochen? Monate?

Jetzt sitzt er wieder da und wartet. Darauf, dass sie kommen. Vielleicht sind sie allein, vielleicht ist ein Besucher da. Vielleicht mehrere Besucher. Vielleicht sollte er einfach laut schreien. Dann wird Otto kommen und ihm den Bauch aufschneiden. Dann kann er für immer schlafen, und keiner der Besucher kann ihm mehr weh tun. Und Karl und Otto auch nicht. Aber dann denkt er an Mama und Papa. Was Otto auch mit ihnen machen würde. Und er weiß, dass er nicht schreien wird.

Der Teller, auf dem die Brote gelegen haben, die er eben gierig in sich hineingeschlungen hat, steht vor ihm auf dem Boden. Die halb leere Flasche Cola liegt daneben.

Sie geben ihm die Cola zur Belohnung, haben sie gesagt. Weil er so ein braver Junge ist. Er greift danach, öffnet den Verschluss und trinkt einen Schluck.

Gerade als er sie wieder schließt, hört er von oben Geräusche. Erst Schritte, dann die klickenden und kratzenden Laute, mit denen das Schloss geöffnet wird. Sekunden später wird die Falltür aufgezogen, und Karl schaut auf ihn herab.

»Komm«, befiehlt er.

1

Es dauerte nur drei, vier Sekunden, als es passierte, und doch erlebte Fabian Jancke jedes Segment dieser Zeitspanne so glasklar, als würde sie in extremer Zeitlupe ablaufen. Der Aufprall geschah am Samstag, dem vierten Juni, um neunzehn Uhr zweiundfünfzig auf der französischen A31, etwa fünfzehn Kilometer hinter Dijon.

Fabian registrierte den braunen Körper, als er hinter dem Brückenpfeiler auftauchte und auf die Straße sprang. Er sah den Blick aus den schwarzbraunen Augen, glaubte sogar, die Erkenntnis des Tieres darin zu sehen, dass sein Leben in der nächsten Sekunde vorüber sein würde, und die Erstarrung, die dieses Bewusstsein in dem Reh auslöste. Bei dem unausweichlichen dumpfen Knall übernahm Fabians Unterbewusstsein die Kontrolle und dirigierte seinen rechten Fuß auf das Bremspedal, während seine Hände das Lenkrad fest umklammerten, ohne es herumzureißen. Fünfzig Meter weiter kam das Wohnmobil auf dem Standstreifen der Autobahn zum Stehen.

Zwei, drei Sekunden herrschte absolute Ruhe in der Fahrerkabine, dann sah Fabian seine Frau an und sagte: »Scheiße!«

Erst in diesem Moment erwachte sie aus einer Art Schockstarre. »O mein Gott! Wie ... wie kommt das Reh

auf die Autobahn?«, sprudelte sie aufgeregt heraus. Sie sah blass aus, und eine Strähne ihrer schulterlangen blonden Haare hing ihr wirr ins Gesicht. »Wie konnte das passieren? Ist es tot? Siehst du es?«

»Ich weiß es nicht«, entgegnete Fabian und löste seinen Sicherheitsgurt. Noch unter dem Eindruck des gerade Erlebten, blickte Fabian in den Rückspiegel an der Frontscheibe, der in einem Wohnmobil ein vollkommen unsinniges Utensil war, weil der Blick nach hinten wegen der fensterlosen Rückwand normalerweise nichts zeigte als den Innenraum. Fabian hatte den Spiegel irgendwann so gedreht, dass er sich selbst darin sehen konnte. Er stellte fest, dass er in diesem Moment nicht wie ein Achtundvierzigjähriger aussah, sondern eher wie ein Mann Mitte fünfzig. In einer instinktiven Geste fuhr er sich mit einer Hand erst über das Gesicht und dann über die kurzen braunen Haare, bevor ihm ein Blick in den Außenspiegel zeigte, dass das Reh mit unnatürlich verdrehtem Körper schräg hinter ihnen reglos auf der Überholspur der Autobahn lag. Es war tot, daran bestand nicht der geringste Zweifel.

Als er die Tür öffnete, schlug ihm eine Welle heißer Luft entgegen. Obwohl es schon Abend war, herrschten noch Temperaturen von über dreißig Grad.

Fabian stieg aus und überlegte, dass die Autobahn an diesem Abschnitt und um diese Uhrzeit zum Glück kaum befahren war. In dem Moment, als er die Tür zugeschlagen hatte, näherte sich ein einzelner silberner Peugeot, umfuhr mit verminderter Geschwindigkeit den Tierkadaver und gab dann wieder Gas. Kein Anhalten auf dem Standstreifen vor ihnen, kein Nachfragen, ob jemandem etwas passiert war.

Andererseits hätte Fabian sowieso kaum ein Wort verstanden und noch weniger erklären können. Seine rudimentären Französischkenntnisse beschränkten sich auf die Überbleibsel von ein paar Jahren Französischunterricht in der Schule, und das war rund fünfunddreißig Jahre her.

Fabian ging vor der Front des Wohnmobils in die Hocke, betrachtete den Schaden und wusste im selben Moment, dass sie nicht mehr weiterfahren konnten. Neben dem stark verbeulten Kotflügel, dem zersplitterten Glas des linken Scheinwerfers und den abgerissenen Plastikteilen des Kühlergrills war es der Kühler selbst, der dies verhindern würde. Er war eingerissen und hatte schon fast alles Wasser verloren, wie die Lache auf der Straße darunter zeigte. Zudem lief noch eine andere, ölige Flüssigkeit von einer Stelle irgendwo hinter dem Kühler in einem dünnen Rinnsal aus.

»Und?«

Fabian richtete sich wieder auf und sah Isabel an, die mittlerweile ebenfalls ausgestiegen war und ihm einen fragenden Blick zuwarf.

»Das war's.« Er deutete auf die zerbeulte Front. »Der Kühler ist hin. Damit fahren wir keinen Meter mehr.«

»O nein! Und jetzt?«

»Zuallererst muss ich ein Warndreieck aufstellen«, erklärte Fabian und ging los zur Klappe des hinteren Stauraums, in dem er das Dreieck untergebracht hatte. »Zum Glück ist hier kaum Verkehr.«

Als wollten sie das dementieren, kamen gleich drei Autos nacheinander angefahren, bremsten ein wenig ab und beschleunigten wieder, nachdem sie das tote Tier umfahren hatten.

Kurz darauf entfernte sich Fabian mit dem Warndreieck in der Hand auf der Standspur vom Wohnmobil, hielt auf Höhe des toten Rehs an und betrachtete den Kadaver. Er war sehr tierlieb, und ein Tier zu überfahren – was ihm bis auf ein Kaninchen und ein paar Frösche bisher zum Glück erspart geblieben war – empfand er als sehr schlimm. Als sein Blick nun aber auf dem toten Reh ruhte, stellte er fest, dass sich sein Mitleid mit dem Tier dieses Mal sehr in Grenzen hielt. Zwei Wochen Urlaub in Spanien hatten sie geplant, auf einem wundervollen Campingplatz direkt am Meer. Seit Monaten schon hatten sie sich auf diese Zeit gefreut. Kein Stress, keine Termine, nur die Seele baumeln und sich treiben lassen. Und nun war wahrscheinlich alles vorbei.

Er wandte sich ab und ging weiter. Auf Autobahnen sollte das Warndreieck in zwei- bis dreihundert Metern Entfernung aufgestellt werden, erinnerte er sich.

Etwa zwanzig Meter weiter entdeckte er sein Nummernschild, das auf der rechten Spur der Straße lag. Die Autobahn war leer, also sprintete er auf die Fahrbahn und griff sich das verbeulte Kennzeichen.

Als er Minuten später wieder am Fahrzeug ankam, war sein T-Shirt durchgeschwitzt, und seine Stirn und der Nacken waren schweißnass. Die drückende Hitze, die zusätzlich noch vom Asphalt reflektiert wurde, war kaum zu ertragen. Hier und da fuhren Autos an ihm vorbei, manch neugieriger Blick wurde durch die geschlossenen Autoscheiben auf ihn und das Wohnmobil gerichtet, doch kein einziger Wagen hielt an.

Gemeinsam mit seiner Frau stieg Fabian ein, nahm sein Handy aus der Halterung am Armaturenbrett und setzte

sich im Wohnbereich auf die gepolsterte Bank. »Ich versuche mal die Notrufnummer«, erklärte er. »Hoffentlich können die Englisch.«

Das konnte zumindest der Mann, der sich gleich darauf meldete, nicht.

»D'accord«, sagte Fabian enttäuscht und suchte in seinem kaum vorhandenen französischen Vokabular fieberhaft nach Worten. »J'ai un accident avec mon voiture. Sur l'autoroute 31.« Er wusste das Wort für Reh nicht mehr. Aber was *Tier* hieß, daran erinnerte er sich. »Un animal.«

»Des personnes ont-elles été blessées?«

»Pardon?«

»Blesser. Quelqu'un est-il blessé?«

Blesser ... das hieß verletzt, glaubte Fabian, sich zu erinnern. Der Mann wollte wissen, ob jemand verletzt war.

»Non. Mais l'animal est mort. Sur la rue.«

Das schien der Mann zu verstehen, denn aus dem, was er anschließend erklärte, hörte Fabian heraus – auch weil er sich wieder daran erinnerte, dass das in Frankreich so geregelt war –, dass die Polizei nur zu Unfällen mit Personenschäden kam.

Nachdem er mehrfach versuchte, zu fragen und zu verstehen, was er nun tun musste, gab Fabian entnervt auf und beendete das Gespräch.

»Und?«

»Ach, großer Mist! Ich hab kaum was verstanden. Es kann doch nicht wahr sein, dass an einer Notrufnummer in der Urlaubszeit jemand sitzt, der kein Englisch spricht. Verdammte. Jedenfalls kommt die Polizei nicht, wenn niemand verletzt ist.«

»Und was sollen wir jetzt tun?«

Fabian atmete tief durch und wischte sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn. »Ich werde beim ADAC anrufen. Die sollen sich darum kümmern. Dafür zahlen wir ja schließlich Beiträge.«

Nachdem er von seiner Mitgliedskarte die Nummer für Auslandsschadensfälle abgetippt hatte, wurde er durch eine aufgezeichnete Ansage begrüßt und darüber informiert, dass zurzeit alle Mitarbeiter im Gespräch waren und er sich bitte gedulden solle, der nächste freie Mitarbeiter sei für ihn da.

»Was denkst du, kann man das so weit reparieren, dass wir trotzdem weiterfahren können?«, wollte Isabel wissen, und ihre Stimme klang dabei so zaghaft, als hätte sie Angst vor der Antwort. »Ich bräuchte diesen Urlaub wirklich dringend.«

Fabian stellte auf Lautsprecher um und legte das Handy vor sich auf den Tisch. »Ich weiß es nicht. Der Kühler ist kaputt. Vielleicht können die einen neuen einsetzen, und wir können die Plastikteile notdürftig mit Klebeband fixieren, aber morgen ist Sonntag, da arbeitet niemand. Das heißt, vor Montagabend oder sogar Dienstag kommen wir hier auf keinen Fall weg.«

»So ein Mist.«

»Kann man so sagen«, bestätigte Fabian, dann starrten beide vor sich hin und hörten der nervtötenden Musik der Warteschleife aus dem Telefon zu.

Es waren etwa fünfzehn Minuten vergangen, in denen sie darüber spekulierten, wie es nun weitergehen würde, während die Musik der Warteschleife des ADAC vor sich hin

dudelte, nur alle zwei, drei Minuten unterbrochen von der Ansage, dass sämtliche Mitarbeiter in Gesprächen seien, als es an die Tür des Wohnmobils klopfte.

Fabian wechselte einen Blick mit seiner Frau, dann erhob er sich und öffnete. Vor ihm stand ein Mann mit rasselkurzen schwarzen Haaren und lächelte ihn an. Er trug einen grauen Arbeitsanzug über einem blauen T-Shirt und ausgetretene Sneakers, die wahrscheinlich einmal weiß gewesen waren.

»Puis-je vous aider?«, fragte er und deutete auf das Wohnmobil. »J'appartiens au *Service Autoroute*, je peux la remorquer.«

Fabian zuckte hilflos die Schultern. *Service Autoroute* klang zwar grundsätzlich gut, aber vom Rest hatte er kein Wort verstanden. »Pardon? Ehm ... je ne parle pas français. Do you speak English? Parlez-vous anglais?«

Der Mann schüttelte den Kopf und deutete Fabian an, er möge sich draußen etwas anschauen. Als Fabian der Aufforderung folgte, war er erleichtert. Hinter dem Wohnmobil stand ein Abschleppwagen auf dem Standstreifen.

Mit einem erlösten Lächeln nickte er dem Mann zu und hob den Daumen. »Oui, merci! Merci bien!«

»Schatz, er hat einen Abschleppwagen«, rief er ins Innere des Wohnmobils, woraufhin Isabel ebenfalls nach draußen kam und sagte: »Na, Gott sei Dank.«

Während der Mann in den Abschleppwagen stieg und ihn vor das Wohnmobil bugsierte, stellte Fabian fest, dass das tote Reh verschwunden war. Zurückgeblieben waren ein dunkler Fleck sowie eine schmale, dunkle Schleifspur quer über die Autobahn bis hin zum Standstreifen. Wahr-

scheinlich hatte der Mann das Tier von der Straße gezogen und dann hinter der Leitplanke abgelegt.

Das Aufladen des großen Wohnmobils gestaltete sich schwierig, doch nach etwa zwanzig Minuten war es geschafft. Sie stiegen in die Fahrerkabine des Abschleppwagens ein und setzten sich auf die Rückbank. Im Inneren roch es nach Öl, und es herrschte ein heilloses Durcheinander an Werkzeugen, Dosen, Gurten und Ketten, doch das störte sie nicht. Sie kamen endlich von der Autobahn herunter und wurden in eine Werkstatt abgeschleppt. Alles andere würde sich dann zeigen.

Bevor der Fahrer einstieg, führte er draußen noch ein Telefonat, bei dem er mit ernster Miene ein paarmal nickte. Als sie kurz darauf schließlich losfuhren, witzelte Fabian darüber, dass sie ohne Aufpreis eine Abenteuerkomponente zu ihrem Urlaub dazubekommen hatten, woraufhin er und seine Frau erleichtert lachten. Dieser Anflug von Galgenhumor hielt allerdings nicht lange vor.

Sie verließen die Autobahn über die nächste Ausfahrt und fuhren an einer kleinen, schäbig aussehenden Ansiedlung vorbei, dann bog der Fahrer in eine schmale Straße ab, die durch ein Waldstück führte.

»Mein Gott, wo bringt der uns hin?«, sagte Fabian nach etwa zehn Minuten, in denen sie durch unwirtliches Gelände gefahren und dabei an keinem einzigen Haus vorbeigekommen waren. Mittlerweile hatte die Dämmerung eingesetzt, was die Felder und vereinzelt Wäldchen, an denen sie entlangfuhren, noch unfreundlicher erscheinen ließ.

»Keine Ahnung. Jedenfalls ist es hier ganz schön unheimlich.«

Weitere zehn Minuten später beugte Fabian sich nach vorn und versuchte, den Fahrer zu fragen, wohin sie führen, doch der schien ihn nicht zu verstehen und redete auf Französisch so schnell auf ihn ein, dass Fabian auch kein einziges Wort verstand.

»Vielleicht rufst du besser mal jemanden zu Hause an und sagst denen, was passiert ist und wo wir sind«, schlug Isabel vor. »Wer weiß ...«

Fabian zog sein Handy aus der Tasche und tippte darauf, ließ es aber gleich wieder sinken. »Kein Netz.« Er warf erneut einen Blick nach draußen. »Hätte mich hier aber auch gewundert. Ich versuche es, wenn wir angekommen sind.«

Er sah seine Frau grinsend an. »Du hast aber jetzt nicht wirklich Angst, oder?«

»Nun tu das nicht so ab. Es ist unheimlich hier, oder etwa nicht?«

Fabians Grinsen wurde breiter. »Jetzt hör aber auf. Das ist ein Abschleppwagen, und der Mann bringt uns in eine Werkstatt. Ich weiß zwar noch nicht, wie wir das mit der Übernachtung machen, aber wenn wir angekommen sind, öffnen wir eine Flasche Wein und trinken ein Glas, dann sieht die Welt schon anders aus. Es kann ja nicht mehr lange dauern.«

Fabian blickte wieder durch die Seitenscheibe nach draußen und musste sich dabei eingestehen, dass diese ganze Fahrt wirklich sehr ungewöhnlich war und er die Bedenken seiner Frau durchaus nachvollziehen konnte.

Tatsächlich bog der Fahrer wenige Minuten später auf einen schmalen Weg ab, der ein paar hundert Meter weiter durch ein geöffnetes Tor führte. Es war in einen etwa zwei

Meter hohen Zaun eingelassen, der ein großes Grundstück einfasste.

»Na also«, sagte Fabian erleichtert, auch wenn diese Anlage nicht so aussah, wie er sich das erhofft hatte.

Vor einem Gebäude, das Fabian anhand der verwitterten Schilder mit Logos von bekannten französischen Automarken als Werkstatt identifizierte, standen etliche alte, verbeulte Autos und Lkws herum. Selbst das Skelett eines offenbar ausgebrannten Busses entdeckte er neben dem Zaun.

Der Platz vor der Werkstatt, auf dem der Abschleppwagen schließlich zum Stehen kam, war nicht betoniert, sondern bestand aus Schotter und festgestampfter Erde. Alles in allem machte diese Werkstatt – oder was immer es auch war – keinen sehr vertrauenerweckenden Eindruck.

Der Fahrer sagte etwas, das Fabian nicht verstand, und stieg dann aus. Fabian öffnete die Tür und machte Anstalten, ebenfalls auszusteigen, während Isabel nach vorn durch die Windschutzscheibe blickte und sagte: »Mein Gott, wo sind wir denn hier gelandet?«

Die Dämmerung war mittlerweile so weit fortgeschritten, dass es nicht mehr lange dauern würde, bis die Umrisse der Gegenstände in der Umgebung unkenntlich werden würden.

»Das werden wir herausfinden«, versicherte Fabian ihr und schwang sich aus dem Fahrzeug. Nachdem er einen Blick auf sein Handy geworfen und festgestellt hatte, dass es in dieser Gegend kein Netz gab, hielt er nach dem Fahrer Ausschau, entdeckte ihn jedoch nicht wie erwartet an der Ladefläche des Abschleppwagens, sondern am Tor,

durch das sie gefahren waren und das er in diesem Moment zuzog. Anschließend legte er eine schwere Kette um die Holme der beiden Torhälften und verband sie mit einem Schloss, das er einrasten ließ.

Fabian fand das mehr als seltsam, schließlich würden sie ja gleich noch zu einem Hotel fahren müssen, wo sie übernachten konnten.

Er ging dem Fahrer entgegen, als der zurückkam, deutete auf das verschlossene Tor und hob dann die Schultern zum Zeichen, dass er nicht verstand, warum er es geschlossen hatte.

Der Mann ignorierte ihn und ging einfach weiter. Der finstere Ausdruck, der plötzlich auf seinem Gesicht lag, sorgte dafür, dass etwas nach Fabians Magen griff und begann, ihn langsam zuzudrücken.

»Hey!«, rief er dem Mann nach und ging ihm hinterher, doch schon nach wenigen Metern blieb er stehen und starrte auf die in das verrostete Tor des Werkstattgebäudes eingelassene Tür, die sich geöffnet hatte und durch die nun mehrere Männer ins Freie traten. Fabian zählte vier, fünf ... nach dem sechsten war Schluss. Die Kerle waren etwa zwischen zwanzig und vierzig Jahre alt, einige von ihnen trugen abgewetzte Jeans, andere Arbeitsoveralls. Zwei von ihnen standen mit nacktem Oberkörper da, ihr Schweiß glänzte im Licht, das aus dem Inneren des Gebäudes drang. Sie machten allesamt einen sehr ungepflegten Eindruck, aber was Fabians Puls rasen ließ, war etwas anderes: Sie wirkten gefährlich.

Vor dem Abschleppwagen blieben sie in einem Halbkreis stehen und starrten mit feist grinsenden Gesichtern an dem

großen Fahrzeug vorbei auf etwas, das Fabian von seinem Standort aus nicht sehen konnte. Als ihm aber schwante, was es war, schoss eine Angst in ihm hoch, wie er sie noch nie zuvor in seinem Leben empfunden hatte.

Was diese Männer unverhohlen anstarrten, war seine Frau.